

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perasini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

Der Bediente, welche Jeremias Schmidt anmeldete, war eingetreten. Bald darauf ging der junge Baron.

Sein Vater blickte ihm sinnend nach.

„Ich verstehe ihn nicht!“ flüsterte er aufseufzend. „Wie lange schon hat er sie vor Augen und er konnte kalt bleiben, diesen Reizen gegenüber! Soll das mir noch die Sorge erhöhen? Nein, er wird ja ein Einsehen haben, was könnte er sich auch Besseres wünschen!“

Auf dem Korridor rauchen stand der junge Baron eine Weile still und ordete die Spitzen seines blonden Bartes. Sein Blick alitt über die Zeichnung des Leppichs.

„Ist soll um Fremde erben? Und sie liebt mich. Aber was nützt es, trotz Allem? Hier, in meiner Brust, schlägt nicht das für sie, was sie verdient, was ein so reizend-unschuldsvolles Ding fordern kann. Soll ich mit einer Herzensklage vor sie treten? Ich vermöchte es nicht. Ich könnte nicht in diese reinen Augensterne blicken. Aber mein Vater —?“

Die Sache wurde recht verdrüsslich. Ach, weshalb es nur Irene einfallen mußte, ihn zu lieben! Jetzt, nachdem er dies wußte, war es für immer vorbei mit dem heiteren Verkehr zwischen ihnen; nie mehr konnten sie so harmlose, lustige

Sein geistiges Verlangen nach etwas Besonderlichem, Phantastischem erhielt durch dieses einfache Bündniß einen harten Stoß. Der junge Baron wurde gereizt, wie er sich selbst nicht kannte; es ärgerte ihn die leere Luft.

Da fiel ihm der Komödiant ein, der ja noch im Schloß weilte, auf der Terrasse unten, bei den Kameraden. Der vagabundierende Künstler ward einen Augenblick von dem jungen Mann beneidet.

Auf der staubigen Landstraße stand er in defektem Kostüm und doch war er ein freier Mann, der sich Herger und Sorge auf die leichteste Schulter nahm und damit in die Welt hinauszog, nur denkend von einem Tag zum anderen.

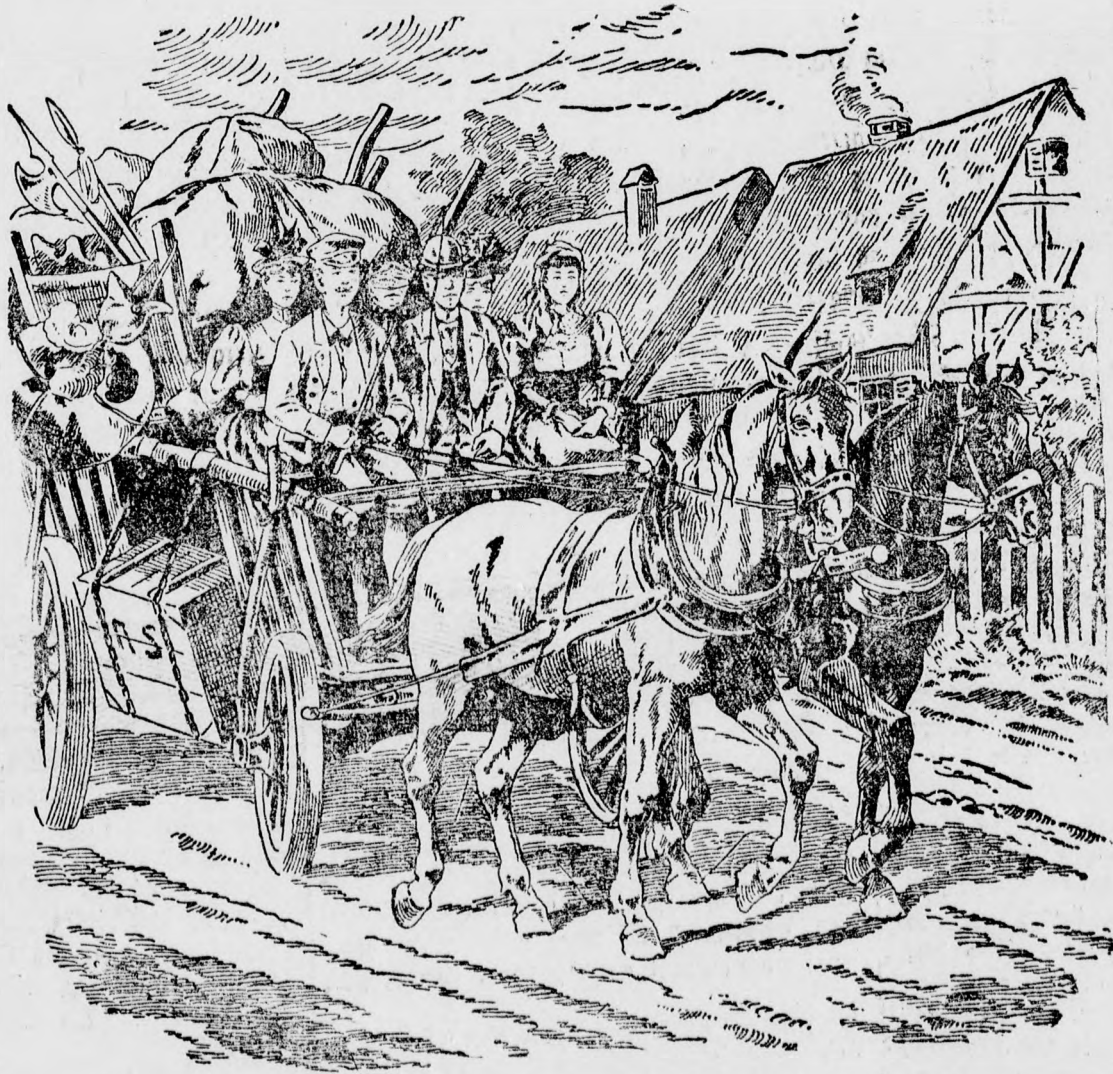
Solch fahrendes Volk hatte stets für träumende Naturen etwas Reiz- und sogar Poetisches und die mannigfachen Lieder, welche das Wanderleben besingen, schlugen auch meist freie, helle Weisen an.

Diesen Mann wollte Kurt kennen lernen.

Alles, was ihm

jetzt auf kurze Zeit von seinen ärgerlichen Gedanken ablenken konnte, war ihm erwünscht.

In solcher Stimmung war er zu den Freunden gekommen und dabei hatte er Worte gesprochen, die immerhin unbedacht waren.



Der Theater-Teufel. Im Vordertheil des Wagens saß Julianne.

Kameraden sein, wie bisher.

Und dennoch —! Es blieb ihm doch kaum etwas anderes übrig, als den Wunsch des Vaters zu erfüllen.

Eben diese Schluß-Erkenntniß erfüllte ihn mit einem allgemeinen Herger und Verdruß.

Daß Irene sie mit angehört, davon hatte er natürlich keine Ahnung.

IV.

Im Schooß der alten Baronin von Erten ruhte das thränenüberströmte Gesichtchen Irenens.

„Still, still, mein Kind!“ tröstete sanft die Dame. „Du fassst Kurt's Worte viel zu tragisch auf. Du bist empfindlich, gereizt! Willst Du nicht, daß ich gelegentlich mit ihm selbst darüber spreche?“

„Nein, Tantechen, niemals!“ versetzte Irene heftig. „Ich bettle nicht um seine Liebe! Daß er nichts für mich empfindet, diesen Eindruck habe ich auf alle Fälle erhalten! Aber ich möchte fort, ich kann es kaum ertragen, noch länger hier zu verweilen!“

„Armes Kind! Dann weiß ich keinen Rath, als den, zu reisen. Aber meine nicht länger. Ich will ja thun, was Dein Herz verlangt!“

„Ich möchte Kurt nie mehr sehen, Tantechen!“

„Dies wird nun doch nicht gut angehen, Irene!“ sagte die Baronin mit milde Stimme. „Beurtheile Kurt nicht so hart. Du warst in letzter Zeit sehr reizbar, erregt; bedenke, daß es nur einige freie Worte waren, die er sprach und noch dazu in einer Herren-Gesellschaft. Daß er derartige Ansichten hegt, ist allerdings sehr bedauerlich, indessen, wer weiß, vielleicht war er auch ärgerlich!“

Irene blickte rausch auf.

„Sagtest Du mir nicht, Tantechen, der alte Herr wollte Kurt nach unserer Rückkehr sprechen? Er war auch bei ihm!“

„Es mag sein; der Baron äußerte heute früh diesen Wunsch!“ meinte die Dame, nicht gerade angenehm berührt.

„Nun, stehst Du, Tante!“ sprach das Mädchen in grausamer Seelenqual. „Der alte Herr theilte Kurt seinen eigenen Wunsch und den meinen mit. O, ich muß erdöhen vor Scham, wenn ich jetzt daran denke! Sicher wurde Kurt durch die Worte seines Vaters überrascht, ich muß jetzt so annehmen; sie kamen ihm nicht recht gelegen. Er ward ärgerlich und bat sich Bedenkzeit aus. Ich zweifle nun nicht, daß er sich zu dem Entschluß durchkämpft, nach dem Willen seines Vaters um meine Hand anzuhalten. Aber diese Stunde will ich niemals erleben, Tantechen, wo er vor mich tritt und mühsam die Worte zusammensucht, um es mir begreiflich zu machen, wie sehr er mich liebt. Ich will fort von hier! Daß er von dem Thema seines Vaters nicht sonderlich erbaut war, beweisen seine erregten Worte, in denen er mich neben eine Komödiantin stellte. Und dies geschah, indem er um meine Liebe wußte. Sage mir nicht, Tantechen, daß er gar nicht an mich dachte bei seinen Worten. Es war gar nicht anders aufzufassen!“

Irene stand hastig auf und trocknete die Thränen.

„Aber ich habe auch meinen Stolz in mir, heute, in diesem Augenblick, fühle ich dies so recht. Bleiben kann ich hier nicht länger, doch ruhiger will ich werden. Ich weiß ja, daß ich nichts mehr zu hoffen

habe. Die Träume von Sonnenschein und Glück waren eben nur Träume und endlich mußte ich erwachen!“

Voller Mitleid betrachtete die alte Dame ihren längst verwaisten Schützling, doch wußte sie keine bessere Hilfe, als die Abreise.

Noch gestern war es ihr gewiß, der junge Baron liebe seine Kousine so zärtlich, als diese ihn.

Die Baronin schüttelte ernst das Haupt. Was wohl Leutnant von Rohden dachte nach diesem Ausgang?

Er hatte längst um Irenens Hand geworben; die alte Dame wußte dies aus einigen Worten, die ihm entschlüpft waren, doch die Gastfreundschaft seines bisherigen Regiments-Kameraden und die Annahme, daß Irene für keinen Anderen, als eben nur für Trautenau bestimmt war, mahnten ihn, jeden Annäherungsversuch zu unterlassen. —

Der Abend war etwas kühl.

Man nahm den Thee im kleinen Salon, der für die Baronin von Erten bestimmten Räume ein.

Die Herren der Gesellschaft hatten sich sämmtlich eingefunden, man unterhielt sich zwanglos, spielte und besprach gewöhnlich die Touren der nächsten Tage.

Diesen Abend wollte jedoch keine ungezwungene Konversation in Fluß kommen.

Der alte Baron war auf seinem Zimmer geblieben, aber auch Irene hatte sich entschuldigen lassen wegen allzu großer Kopfschmerzen.

Noch kurz vor der Abendgesellschaft hatte die Baronin dem alten Herrn ihren Entschluß mitgetheilt, baldigst, schon am zweitnächsten Tage, abzureisen.

Nähere Gründe dieser raschen Heimfahrt verschwieg sie, weil dies zu nichts dienen konnte.

Der alte Herr war sehr überrascht. Er sagte, daß er seinem Sohn bereits Irenens Liebe verrathen und seinen eigenen Wunsch beigelegt habe.

Auf die Bitte, noch länger zu verweilen, lehnte sie schonend ab. Sie mußte nun, daß Kurt nicht mit dem Willen seines Vaters harmonierte.

„Kurt hat sich eine kurze Bedenkzeit ausgebeten!“ sagte der Baron unvorsichtig.

„So sonderbar ich dies auch fand, ich konnte nichts dagegen thun!“

„Ich finde dies ganz begreiflich! Einen derartigen gewagten Schritt für das Leben thut man auch nicht über Hals und Kopf!“ entgegnete die Dame, wider Willen etwas spitz. Der alte Herr fühlte dies wohl heraus und nahm sich vor, Kurt noch einmal anzuspornen, daß er sich beeile. —

Die rasche Abreise gab ihm aber doch zu denken. War etwas vorgefallen zwischen Kurt und Irene? —

Als Rohden von der Baronin des Abends erfuhr, daß die Damen bereits den zweitnächsten Tag abzureisen gedächten, bat er um die Gunst, sie nach Beendigung seines hiesigen Aufenthaltes auf ihren Gütern besuchen zu dürfen. Auch ihm kam dieses hastige Verschwinden sonderbar

vor; etwas, wie leise Hoffnung, schlich sich in seine Brust.

Sehr erstaunt war Kurt selbst, der etwas später kam. Er wendete sich an die Baronin und bat um nähere Aufschlüsse. Weshalb hatte er am Morgen noch nichts von dieser Abreise erfahren?

„Es ist ein plötzlicher Wunsch Irenens!“ antwortete die Dame einfach.

Auch am Tage darauf bekam er sie nicht zu sehen; sie schien ihn zu fliehen. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf darüber, weshalb dies geschah. Endlich mußte er sich seinem Vater gegenüber entscheiden, es gab keinen Ausweg mehr.

Mit sehr unruhiger Miene empfing der alte, leidende Herr andern Tages seinen Sohn.

„Was ist geschehen, Kurt, daß Irene so fluchtähnlich abreist?“ fragte er so gleich.

„Ich weiß selbst von nichts!“ entgegnete Kurt. „Ich hoffte, von Dir eine Aufklärung zu erhalten. Seit dem gestrigen Ausritt sah ich meine Kousine nicht mehr!“

„Hast Du sie vielleicht beleidigt?“

„Beleidigt? Daß ich nicht wüßte!“

Sollte er der kleinen Verstimmung erwähnen? Thorheit, nur daran zu denken, daß dies der Grund ihres nunmehrigen, räthselhaften Benehmens sein könnte.

„Dann weiß ich wirklich keine Erklärung!“ versetzte der Baron. „Auf mein Ersuchen, die Damen möchten noch einige Zeit bleiben, erhielt ich eine ablehnende Antwort. Was gedenkst Du nun zu thun, Kurt?“

Nach momentanem Stillschweigen sagte der junge Baron bedächtig:

„Was unter den obwaltenden Umständen das einzig Mögliche ist: meine Werbung erst gar nicht anzubringen!“

„Dies verstehe ich wirklich nicht!“

„Nun, Frau von Erten hat gewiß Irene mitgetheilt, was Du von mir wünschst und erwartest. Sei es nun aus irgend welchem Grund, will meine Kousine dieser Anfrage von meiner Seite entfliehen. Wenigstens sagte mir die Baronin, daß diese rasche Abreise der spezielle Wunsch Irenens wäre!“

„Dann freilich ist mein liebster Wunsch zerschellt!“ sagte der Baron trübe. „Bei wem die Schuld liegt, ich weiß es zur Stunde nicht, aber daß Dich Irene liebte, dessen bin ich gewiß. Binnen wenigen Stunden muß sich nun diese Veränderung vollzogen haben. Wenn ich auch einen anderen, als diesen Ausgang wünschte, so kann ich doch nichts dagegen thun, weil ich einsehen mußte, wie sehr ich mich in Dir täuschte. Du fühlst keine Liebe für Irene!“

„Machst Du mir einen Vorwurf daraus, Vater?“

„Dies liegt mir gänzlich fern!“ sprach Trautenau. „Dennoch verstehe ich die Sache nicht. Kein hübscheres Paar giebt es, als Du und sie, so ganz für einander geschaffen, und dennoch geht Ihr unverständlich auseinander. Mein alter Kopf sagt die Dinge schwer. Willst Du nicht

versuchen, mit Irene noch einige Worte zu wechseln? Ich hörte, sie hält sich in ihren Zimmern auf!"

"Wenn Du es wünschst, Vater —?"

"Versuche es; vielleicht, daß Dir in letzter Stunde noch Aufklärung wird!"

Es war das Anklammern an einen Strohhalm, der nicht Stand halten konnte. Am zweitnächsten Tag, früh am Morgen, reiste die Frau Baronin von Ertzen mit Irene von Brettwitz ab.

Ein offener Wagen brachte die Beiden an die nächste Bahnstation, die eine gute Stunde von Trautenau entfernt lag. —

Baron Kurt und Leutnant von Rohden begleiteten die Damen, neben dem Wagen herreitend.

Rohden ritt die 'Diana,' den Renner der jungen Dame während ihrer Anwesenheit auf Trautenau.

Der Offizier blieb die ganze Strecke Weges an ihrer Seite und Irene sprach in hastiger gedankenloser Weise mit ihm. Dennoch schätzte er sich glücklich.

Auf der anderen Seite ritt Kurt neben der Baronin. Die Unterhaltung stockte hier sehr. Forschend betrachtete der Reiter hin und wieder seinen Freund und Irene.

Rohden hatte kaum einen Blick für den Weg und die Gegend; er hing so zu sagen an den Lippen der jungen Dame, die etwas bleich ausläch, mit gerötheten Augenlidern, als hätte sie die Nacht durchwacht und durchweint. Für Kurt hatte sie kaum ein Wort.

Ohne eifersüchtige Regung, doch beständig nach dem Grund dieses sonderbaren Benehmens suchend, betrachtete dieser die Beiden.

Man erreichte die Bahnstation.

Es blieb nicht viel Zeit; der Zug brauste heran.

Rohden drückte das schmale Händchen Irenens an seine Lippen und flüsterte einige halblaute Worte.

Sie wendete sich rasch dem Koupe zu, in welche die Baronin bereits, mit Hilfe Trautenau's, gestiegen war.

Es hatte beinahe den Anschein, als beabsichtige die junge Dame, ohne Abschied von dem Jugendgespielen zu gehen.

Da schlug seine gepresste Stimme an ihr Ohr:

"Irene! Reichst Du mir nicht mehr die Hand?"

Bei dem Klang dieser Worte stockte ihr Fuß.

Vielleicht war es das letzte Mal, daß sie dem bis dahin so zärtlich geliebten Kameraden die Hände reichte. Sie wendete sich bewegt um.

"Was ist Dir, Irene?" fragte er rasch.

"Nichts, nichts! Lebe wohl!"

Sie hatte es vermieden, ihn dabei anzublicken."

"Wißt Du mir nicht in dieser letzten Minute sagen, was geschehen ist?" drängte er, durch ihren Ton betroffen.

Beobachtend stand Rohden zur Seite.

"Es ist nichts geschehen!" sagte sie ruhig. Ich war nur ein launenhaftes Kind —"

Sie entzog ihm rasch die Hand.

Er wollte noch eine Frage thun, weil er im Schloß keine Gelegenheit mehr dazu fand, da forderten die Schaffner zum eiligen Einsteigen auf.

Ehe die Thüre zuslog, blickte Kurt noch in die Augen Irenens. Es stand eine volle Thräne darin.

Sie winkte mit der Hand und versuchte zu lächeln; dann sank sie in die Polster.

Mit einem scharfen Pfiff fauste der Sitzzug davon, in den Herbstmorgen hinein.

Bald war er den Blicken der am Perron stehenden Herren entschwunden.

Trautenau und Rohden bestiegen ihre Pferde, die ein herrschaftlicher Diener unterdessen gehalten hatte, nachdem er den Wagen mit den beiden Damen lenkte.

Anfänglich in Gedanken und schweigend, ritten die beiden Herren nebeneinander auf der Landstraße dahin.

V.

Am demselben Tag, da Irene von Brettwitz mit der Baronin von Ertzen Trautenau verließ, war die Künstlertruppe Jeremias Schmidt's in dem entfernten Dorf aufgebrochen, um nach Trautenau überzustecheln.

Der von seinem Vorbereitungsbesuch zurückkehrende Direktor war voller Hoffnung.

Es mußte ein gutes Geschäft werden, nachdem es ihm gelungen, die Schloßherrschaft für sein Unternehmen zu interessiren.

Das leicht aufgeschlagene Theater war abgebrochen und die einzelnen Dekorationen auf einen Leiterwagen geladen worden, wobei die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme der Damen, half.

Dann wurde das übrige Gepäc, Kisten und Ballen, aufgespeichert und zwei handfeste Pferde hatten die Ehre, die Kunst-Utensilien über die Landstraße zu schleppen. Ein Theil der Gesellschaft setzte sich auf und zwischen die Ballen, die Uebrigen schritten neben dem Wagen her.

Unter dem Drängen der Dorfjugend, die den 'Komödienwagen', so lange es ging, verfolgte und begaffte, denn es gab manchen Spieß, manch' bemalten Tisch, sogar eine Papierkrone zu sehen, verließ man das Dorf.

Die Gesellschaft war nur klein und spielte stets auf 'Theilung.'

Troßdem gab der Direktor meist klassische Ritterschauspiele, weil diese eben noch immer am meisten 'zogen'. Die paar Damen, welche sich, außer Julianne, noch in der Truppe befanden, waren alle längst verwelkt und verblüht, gelbe Blumen, aber ohne Reiz und Duft. Selbst die dick aufgetragene Schminke half nicht mehr.

Alle drei Damen betonten bei jeder Gelegenheit, wie jugendlich frisch ihre Herzen wären, wie sittenrein ihr ganzer Lebenswandel.

Kergern konnte man die Mutter nur, wenn man sie nach dem Namen des Vaters ihrer Töchter fragte. Es war eine sehr ärgerliche Sache, daß sie diesen schwer zu behaltenden Namen schon seit einer Reihe von Jahren total vergessen hatte. —

Im Vordertheil des Wagens saß Julianne, die 'Frühlingsblume' des Direktors, der 'Stern' seiner Truppe, wie er sie selbst nannte.

Sie trug nur ein einfaches Kleid, im Gegentheil zu den anderen weiblichen Wittgliedern, welche sich geradezu aufgedonnert hatten.

Ueberall an deren Kleidern bligten Stecknadelknöpfe, in Ermangelung des Nähfadens, der dorthin gehörte.

Was Jeremias von der Anmuth und den natürlichen Reizen seines Kindes sagte, war keineswegs Lüge.

Schlank gebaut, von wundervollem Ebenmaß der Glieder, trug Julianne ein zartes, ungemein anziehendes Köpfcchen auf der schön geformten Büste, hatte dunkle, unergründliche Augen, die gleichsam voll Neugierde in das Treiben der Welt blickten und ein gewelltes, seidenweiches Haar, das sich um die weiße Stirn legte.

Ihr Mund, der geschlossen und rosig war, zeigte eine hübsche Form; kleine Grübchen, doch kaum bemerkbar, spiegelten sich auf den Wangen.

Troßdem das Kostüm Juliannens sehr einfach war, sah man doch, wie viel natürlichen Geschmac das Mädchen entwickeln konnte.

Mit kleinen Hilfsmitteln, deren sie nicht einmal bedurft hätte, hob sie ihre ganze Erscheinung weit über das Niveau ihrer Umgebung.

Um Hals und Handgelenke hatte sie einfache Krausen geheset und ihren Kopf bedeckte ein dünnes, helles Tuch, das in malerischer Haltung auf die eine Schulter fiel.

Es sah, im Verein mit der leicht zurückgelehnten Haltung, vielleicht theatralisch aus, ohne Zweifel aber hübsch. Es war natürliche Anmuth, angeborene Koketterie, das solche Wirkung mit so einfachen Mitteln hervorbrachte.

Jeremias saß neben dem kutschierenden Knecht.

Dann und wann blickte er seine Töchter zärtlich an und als sie sich Trautenau näherten, erzählte er abermals von den jungen Herren im Schloß und wie man ihn dort aufgenommen hatte.

Solch' prächtiges Besitzthum hatte Jeremias selten gesehen; er konnte nicht genug davon erzählen.

Neugierig lauschte Julianne, im Innern sich freuend auf die kommenden Vorstellungen, denn der junge Baron und alle die anderen Herren hatten ja ihr Erscheinen zugesagt. Eifrigst besprach sie mit dem Vater die Stücke, die er geben wollte, schlug ihm auch andere vor, worin bedeutende Partien für sie selbst waren, denn Julianne war Schauspielerin mit Leib und Seele.

Wie viel dies sagt, mag das Folgende lehren.

Das ebenfalls auf dem Wagen sitzende Trio der drei übrigen, verblühten, aber sittenstrengen Damen, zischelte und warf giftige Blicke auf die Direktorstochter.

Sie wußten, daß jetzt wieder einige Stücke besetzt wurden von dem unreifen Ding.

Direktionstöchter! Die konnte freilich die besten Rollen spielen und wenn die anderen ohnmächtig vor Wuth darob wurden. Vergiften könnten alle Drei diese Direktionskröte!

Blickte sich aber einmal Julianne zufällig nach ihnen um, so lächelten sie honigsüß.

Es ist dies nun einmal eine traurige Eigenschaft aller Schauspieler.

In das Gesicht jovial, voll kollegialen Geistes, hinter dem Rücken aber alle Schwächen des Kollegen' suchend.

Dies allgemein geltende Urtheil mag hart klingen, es beruht jedoch auf langjähriger Erfahrung. Die Rollenwuth und der Eigendünkel spalten jedwede echte Freundschaft.

Drei Herren der Truppe schritten theils hinter, theils neben dem Wagen.

Der eine davon spielte Intriguants, Charakterrollen' und war ein spindeldürrer Männchen mit einem spitzen Habichtsgesicht und dazu passender Nase.

Er besaß lange, dünne Arme, wie Wegweiser, mit denen er in jeder Vorstellung großen Erfolg zu verzeichnen hatte, weil er sie mit rollenden Blicken umher-schlenkerte. Er spielte nach alter Manier und stets mit rother Perrücke.

Das Publikum brach zwar meist bei seinem Auftritt in ein Lachen aus, aber es war doch etwas für den alten Künstler.

Auch im Leben arbeitete der schmale Intriguant viel mit den Armen in der Luft umher, was ihm den hübschen Beinamen 'fliegender Schneider' gegeben hatte.

Jahre lang besand er sich schon bei der Truppe; Jeremias kannte all' seines Lebens Freud' und Leid und hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, diesem verdienten Wüthling einen großen Dienst zu erweisen.

In gänzlich unbedachter Weise hatte sich der Intriguant in eine der beiden Töchter von der Dame auf dem Wagen verliebt, in welche, wußte er nicht mehr recht, weil sie sich zu ähnlich sahen.

(Fortsetzung folgt.)

## Rossitten und die Kurische Nehrung.

Von Hans von Mehr.  
(Nachdruck verboten.)

Wer im deutschen Reich kennt wohl Rossitten? — Viele werden's nicht sein! — Und doch ist Rossitten ein so eigenartiges Stück deutscher Erde, daß es verdient, weiter bekannt zu sein.

Rossitten ist eine Dase, — eine Dase im äußersten nordöstlichen Winkel unlers Vaterlandes. Es ist eine doppelte Dase, eine Sand und eine Wasser-Dase. Von Norden und von Süden streckt sich die trockene Sandzunge, die Nehrung, an ihren fruchtbaren Boden heran; und von Westen bespült das Baltische Meer, von Osten das Kurische Haff ihren Strand.

Unserer Marine ist Rossitten längst ein wohlbekannter und oft aufgesuchter Ort: denn unsere blauen Jungen üben sich und

ihre gewaltigen Panzergeschütze da im Scharfschießen. Für die Wissenschaften aber ist Rossitten mit seiner sandigen Umgegend eine wahre Fundgrube, deren Schätze nur erst zum kleinsten Theil gehoben sind.

Der Sprachforscher findet hier zwei dem Aussterben sehr nahe Sprachen noch im lebendigen Gebrauch, die altkurische und die litauische, und dazu in diesen beiden eine Menge Brocken der fast unbekanntes alt-preussischen Sprache. Der Historiker findet viele Erinnerungen an die Herrschaft der Russen, an den unglücklichen Krieg von 1806/07, und Spuren der Einfälle der alten Kuren und Letten. Dem Kulturforscher hat der Sand eine Fülle von Eisen- und Steingeräthen, von Resten aus dem Leben der Altoorden vor vielen hundert Jahren treu aufbewahrt, und dies in solchem Maße, daß in der That fast alles, was man heute über die Altpreussische Urgeschichte weiß, den prähistorischen Funden auf der Nehrung zu verdanken ist. Vor allen aber der Geologe hat in der Kurischen Nehrung ein so eigenartig Gebilde, wie — abgesehen von der viel kleineren Schwester, der „Frischen Nehrung“, — in der ganzen Welt thatsächlich nirgend wieder vorkommt.

Von Grauz, dem immer kräftiger sich entwickelnden ersten Seebade des Samlandes, führt der Weg durch alten, dichten, hochstämmigen Laubwald, zwischen schwerem moosigen Meilessteinen, auf deren alte Zahlenzeichen und altpreussische Götterfiguren darstellende Köpfe auch die Königin Luise bei ihrer Flucht geschaut haben mag, nach Sarkau, einem armeneligen Fischerdorf. Von hier aus zeigt die Nehrung erst ihren eigenthümlichen Charakter, und von hier beginnt auch die Wanderung durch den losen, trockenen, unter jedem Schritt nachgebenden Sand, der von sich selbst auch nicht dem kleinsten Grassalm genügende Nahrung zu geben fähig ist. Nur um Rossitten und um die beiden anderen Nehrungsdörfer, das kleine elende Ribben und Schwarzort, die private Sommerfrische der Memeler und Königsberger, dehnt sich ein kleiner Umkreis frischer, grüner Vegetation aus.

Ein Marsch über die Nehrung ist höchst trostlos. Man sieht da nur Sand, rechts und links, vor sich und hinter sich Sand, immer nur den gelben, tothen, tränen Sand. Die Aussicht auf das Haff und die See hemmen hohe Dünen. Zumeist ist es auch eine ganz ebene Fläche, die sich vor untern Augen ausbreitet, die nur selten unterbrochen wird durch einen niedrigen Hügel oder durch einen kleinen Strauch der seine vertrockneten schwarzen Zweige wehllagend zur lachenden Sonne emporreckt.

Aber einsam ist diese Wüste nicht. Zahllose Spuren verschiedenartiger Formen zeigen dem kundigen Auge deutlich, daß hier Hasen, Füchse, Rehe und Elche nicht selten Gäste sind. Besonders der Elch, der unbesrittene Fürst der nordischen Wälder, besucht diesen öden, schmalen Sandstreifen oft; seine breiten Spuren mit dem charakteristischen, flüchtigen Abdruck der beiden rudimentären Hinterbeine sind ein be-

redtes Zeugniß dafür. Und wohl Jeder, der einmal mehrere Tage lang auf der Kurischen Nehrung gewelt hat, hat das Glück gehabt, wenigstens einmal dieses gewaltige Thier zu Gesicht zu bekommen, das mit seinem plumpen, rundähnlichen Körper und seinem breiten, abstehenden Schaufelgeweih an die Wälder vorfindstulicher Thiere erinnert, und dessen Freundschaft mit dem zahmen Rinde, mit dem es ohne Scheu vor dem Hirten gern zusammen-graft, dort ebenso bekannt ist wie seine Feindschaft gegen den ihm verwandtschaftlich doch so nahe stehenden Rothhirsch, mit dem es oft blutige Keden auskämpft. Die Luft beleben eine Menge Raubvögel, vom kleinen Habicht bis zu einer großen Adlerart; und an stürmischen Tagen mischt sich deren Geschrei mit dem von Hundert und aber Hundert Möven, die zwischen den beiden Ufern unruhig in der Luft kreisen.

Je mehr man sich Rossitten nähert desto zahlreicher werden die Vögel. Und die Palme\*) von Rossitten selbst erscheint zu gewissen Zeiten wirklich wie ein großes Vogelfeld; vornehmlich im Frühjahr und Herbst, wo die Zugvögel aus dem Norden und Süden hier durchkommen. Rossitten ist nämlich nächst Helgoland der beliebteste Mastplatz der Vögel in ganz Mitteleuropa. Nahezu 350 verschiedene Vogelarten sind bis heute dort beobachtet worden. Von den Ornithologen wird Rossitten darum auch mit Vorliebe aufgesucht. Und vor kurzem hat sich die preussische Staatsregierung entschlossen, eine ornithologische Beobachtungsstation in Rossitten zu errichten.

Am interessantesten sind aber die geologischen Verhältnisse der Kurischen Nehrung, vor allem die eigenthümlichen Wanderdünen und der Kampf, welchen seit zwei Jahrzehnten Menschenkraft gegen sie führt; um so interessanter, als auch der unerkennbare Blick des Laien aus dem gegenwärtigen Aussehen der Nehrung, aus ihren einzelnen Formationen gleichwie aus den Buchstaben einer großartigen Naturschrift die Geschichte ihrer geologischen Entwicklung mit nahezu zweifelsfreier Sicherheit abzulesen kann.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Kurische Nehrung ein äußerst fruchtbarer Landstrich. Ihr Boden bestand aus kraitreicher, lockerer, schwarzer Humuserde, und hoher, dichter Laubwald bedeckte sie. Dem großen Friedrich verdankt die Nehrung ihr heutiges trauriges Aussehen, oder vielmehr, sie führt es zu ihrem Leiden auf ihn zurück. Denn er soll — nach gut verbürgter Ueberlieferung: auf den Rath des Freiherrn v. Korf — in den Nothzeiten der schlesischen Kriege den ganzen Waldbestand niedergeschlagen und für die damals allerdings sehr respectable Summe von 800 000 Thalern verkauft haben. Durch diese rasche und vollständige Entwaldung war das Schicksal der Nehrung besiegelt.

Ungehindert strichen nun die scharfen

\*) Palme nennt man im Samland allgemein ein besonders fruchtbares Stück Erde.

Winde von einer Seite zur andern, die oberen Theile des Bodens immer mehr austrocknend und den losen Sand des Strandes darüber hinstreuend. An dem Baltischen Ufer bildeten sich Sandwellen, die allmählich zu Hügeln und zu Bergen wurden. Hatten diese Sandberge eine solche Höhe und Breite erreicht, daß sich der Wind an ihnen fing, so begannen sie zu wandern; d. h. der Wind trieb Sandkorn für Sandkorn an der Westseite hinauf, und über den Gipfel an der Ostseite herab, immerfort, unaußhörlich, Minute für Minute, Tag für Tag, Jahr für Jahr, und so schob er oder rollte vielmehr die ganzen Sandberge immer weiter nach Osten. Es ist durch genaue Beobachtung und Messung gefunden worden, daß diese sogenannten Wanderdünen alljährlich mindestens 12 und höchstens 25 Meter vorrücken. Die Breite der Nehrung schwankt zwischen 1,50 und 3,75 Kilometer. An vielen Stellen haben die Wanderdünen sie schon durchschritten und laazern nun, eine lange gelbe Dünenreihe, am Ufer des Haffs, vom Deck der kleinen Haffsämpfer aus gesehen: ein genaues Abbild der Küster südlich von Raitro mit ihren Sandhügeln der Lybischen Wüste. An andern Stellen sind sie langsamer geschritten und haben das Haff noch nicht erreicht. So bedeckte sich im Laufe der Jahrzehnte die gesammte Nehrung mit einer Sandschicht, deren Dicke meist zwei bis drei Meter, hie und da aber auch neun Meter beträgt, und die zum Sargdeckel für alles organische Leben darunter wurde.

Natürlich wird, wie in Wüsten, auch hier die Oberfläche des Bodens durch jeden starken Wind verändert. Erhebungen und Vertiefungen werden geschaffen und verschwinden wieder. So werden oft Reste früherer Ortschaften vom Winde freigelegt, von Dickschäften, welche durch die sich über sie hinwegenden Dünen einen ähnlichen, allerdings viel langsameren Untergang gefunden haben, wie so manche Schwetzer Ortschaften durch die Lawinen. Besonders oft zeigen sich zwei Dörfer: Rattenwalde, das von den Russen zerstört wurde, und Alt-Kunigen, das letzte Dorf, das die Dünen verschütteten. Von letzterem strebt eigenthümlicherweise gerade der Friedhof immer wieder zum Tageslicht empor. Die Särge sind sämmtliche zerfallen und was sie einschlossen, hat sich längst vollständig aufgelöst; nur die Knochen haben den Jahrzehnten getrotzt. Und es ist, als ob die Erde diese nicht behalten will. So oft und so tief man sie auch eingräbt, immer wieder kommen sie nach oben und liegen dann, von Regen und Sonne schneeweiß gebleicht, zu Hunderten dicht bei einander da, ein trauriger Anblick, in der todten Einöde einzsum.

In der Nähe von Schwarzort finden wir noch eine ganz seltsame geologische Erscheinung. Da ist ein Theil des früheren Waldes seit vielen Jahrzehnten auch unter dem Sande begraben. Das Holz der Bäume ist längst verwittert, die Rinde ist aber noch hart geblieben. Schreitet man nun über diese Stelle hin, so kann

man leicht plötzlich in solch eine mit losem Sand gefüllte Röhre hineinsinken, und sogar bis über die Hüften darin versinken.

Ähnlichem Ungemach ist man ausgefetzt, wenn man sich auf Triebfand begiebt. Der böse, verächtigte Triebfand! Welch schreckliche, abenteuerliche Unfälle werden ihm doch zur Last gelegt! Wie arg wird er doch verleumdet, der Triebfand! Und in Wirklichkeit segnen ihn alle Nehrungswanderer. Denn wenn man Stunden lang mühsam in losem Sand gewatet hat, ist der Gang auf seiner harten Oberfläche, auch wenn er nur ein paar Minuten dauert, wahres Labfal. Die beiden schwersten von allen sicher verbürgten Unglücksfällen, die der Triebfand verschuldet, betreffen Kozehue, der auf seiner russischen Reise mit seinem Wagen hier so tief versank, daß die Pferde losgepannt und der Wagen mit Hilfe mehrerer aus dem nächsten Dorf geholten Fischer herausgehoben werden mußte, und den russischen Boten, der die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance nach Petersburg brachte und der zweimal, während er im scharfen Galopp über solche irdischen Stellen jagte, so unglücklich stürzte, daß sein Pferd jedesmal das Bein brach. Schlimmeres Unglück wie dies, hat der Triebfand aber nie verschuldet. Alle Erzählungen, daß wiederholtlich Koz und Reiter, oder gar vier-spännige Wagen plötzlich in die Erde versinken und von dem oben zusammenfließenden Sande auf Nimmerwiedersehen begraben sind, gehören ins Reich der Erfindungen.\*)

Triebfand findet sich nur am Fuß hoher Dünen. Er bildet sich über hartem, lehmigen Untergrund, welcher die Feuchtigkeit, die sich aus der Umgegend angesammelt hat, nicht schnell durchläßt. Diese Feuchtigkeit zieht sich theilweise nach oben in den losen Sand hinein, giebt letzterem eine dunklere Färbung, wodurch solche Stellen schon aus einer gewissen Entfernung deutlich erkennbar sind, und machte die oberste Schicht des Sandes härter. Ist die Wassermenge unter der Sanddecke zu groß — besonders nach Regen kommt das vor —, so giebt die letztere auch schon einer kleinen Last nach. Man versinkt dann bis ein wenig über die Knöchel. Einsinkungen bis zum Knie sind schon höchst selten. Zumeist aber hält der Triebfand, wie gesagt, einem einzelnen Wanderer stand! und in der Regel auch Pferd und Wagen.

Schon von Beginn dieses Jahrhunderts an waren Seitens der Staatsregierung mannigfache Versuche gemacht worden, die fortschreitende Versandung der Nehrung aufzuhalten und womöglich auch die schon verlorenen Stellen aus der Gewalt einer unbarmherzigen Naturmacht für die Kultur zurückzuerobern. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Zwar erkannte man

\*) Es ist seltsam, daß auch viele sonst wahrheitsgetreue Nehrungsschilderer diese schrecklichen Triebfandmärchen als tatsächliche Wahrheit aufstellen; obgleich die Nehrungsbevölkerung ohne Ausnahme gesehen, daß sie selbst nie in solchen Gefahren gewesen sind, und über diese Gefahren lächeln.

schon früh, daß das einzige Mittel dazu in der Bepflanzung der Nehrung bestände. Indes so sorgsam man auch vorging; oft genügte ein einziger Sturm, um die Arbeiten vieler Jahre von Grund aus zu vernichten. Unerbütlich schritten die Dünen weiter, und immer höher wurde die Sanddecke. So hatte man Jahrzehnte lang viele Hunderttausende umsonst geopfert, und endlich erlahmte auch der Eifer.

Im Anfang der siebziger Jahre war die Gefahr der Verschüttung auch dem größten und blühendsten Ort der Nehrung, Kossiten, sehr nahe gekommen; denn von Westen her rückten drei gewaltige Wanderdünen heran, langsam, aber unaufhaltsam.

Da fand man in Herrn G. den rechten Mann, der Gefahr zu steuern. Eine neue, von ihm erdachte Methode der Bepflanzung wurde angewandt, — und schon nach einem halben Jahr hatte sich dieselbe so glänzend bewährt, daß beschlossen wurde, sie in großem Maßstabe auf der ganzen Nehrung anzuwenden. Herr G., mit dem Range eines Oberförsters und dem Titel „Dünenbauinspektor“, bekam natürlich die Oberleitung.

Wie mühsam indessen diese Arbeiten sind, kann man daraus ersehen, daß die Bepflanzung der drei oben erwähnten Wanderdünen bei Kossiten, der sogenannten „Bruchberge“, sechs Jahre (1874—1880) gedauert hat, obgleich damals eine jährliche Summe von wenigstens 150 000 Mark zur Verfügung stand. Gleich darauf wurde der kleine Ort Pilsoppen, eine halbe Stunde von Kossiten, gerettet, dem schon eine Düne hart bis an die ersten Häuser gerückt war. Und seitdem wird alljährlich ein Theil des wandernden Sandes festgelegt; nur diejenigen Dünen, die schon dicht bis an das Haff gelangt sind, die also der Nehrung keinen Schaden mehr zufügen können, sollen ihrem Schicksal überlassen bleiben.

Viele Jahre, ja Jahrzehnte werden vergehen, bis die ganze Nehrung bepflanzt ist. Aber wir haben doch jetzt die sichere Hoffnung, daß der Menschengestalt auch hier über die furchtbaren, verderbenbringenden Naturmächte den Sieg davon tragen wird, daß die Mitte des 20. Jahrhunderts wieder schauen wird, was die Mitte des 18. Jahrhunderts zuletzt gesehen hat: einen über die ganze Kurische Nehrung sich erstreckenden, kräftig und zäh wurzelnden, frisch und stolz rauschenden, grünen deutschen Wald.

## Eis-Baukunst.

Von Ernst Fricke.

(Nachdruck verboten)

aus den weichen Schneeflocken, wie sie im Winter durch die graue Luft zittern, nimmt unsere Schuljugend das Material, um Männlein und Fräulein aus Schnee zu bilden. Die Plastik ist allerdings etwas primitiv, aber sie gewinnt einen Reiz durch die nicht alltägliche Masse, welche in den Händen der jugendlichen Bildner zur Verwendung kommt. Dabei ist sie uralte; das weiche gefügige Material,

welches überdies so kristallen blüht und allgert, mußte ja jedem, dem ein bildnerischer Trieb durch die Finger zuckt, erwünscht erscheinen zu solchen Versuchen. Wäre Prometheus ein Sohn des Nordens gewesen, so hätte er den Menschen wahrscheinlich statt aus grauer, schmutziger Thonerde lieber aus Schnee geschaffen. Einen entschiedenen Fortschritt aber bekundete die Menschheit, als sie begann, sogar Eis zu schöpferischer Thätigkeit zu verwerthen. Allerdings ließ sich diese harte, spröde Masse nicht zu plastischen Zwecken benutzen, sie konnte immer nur als ein Surrogat für Gestein jeder Art gelten, welchem sie mehr oder minder an Festigkeit gleichkommt; ebenso wie die Kunst, welche sich mit diesem Material zu befassen hatte, die Architektur sein mußte.

Der Beginn derselben stammt aus Rußland; der Trieb, die Eintönigkeit des Winterlebens, zu welcher sich manche politischen Unbehaglichkeiten gesellt hatten, abwechselnd zu gestalten, war die Veranlassung. Der Winter 1739 fand die Zarenstadt an der Newa in keiner besonders heiteren Stimmung. Rußland hatte einen fatalen Frieden mit der Pforte geschlossen, auf Grund dessen es sämtliche Eroberungen bis auf Nowherausgeben mußte. So wenig sich die Kaiserin Anna auch mit der Politik beschäftigte, war sie gleichwohl mit solchen Mißerfolgen derselben äußerst unzufrieden. Man mußte sie also zu verjähnen suchen, und das gelang am sichersten, indem man mit einem Vergnügen, welches einzig in seiner Art war, eine Zerstreuung schuf, über welcher die politischen Niederlagen in Vergessenheit kommen mußten.

Alexis Danielowitsch Latitschschew geübte das Verdienst, den Hof von St. Petersburg mit einer neuen Idee der allgemeinen Rathlosigkeit entrisen zu haben. „Sehen wir den Winter selbst in Kontribution!“ rief er. „Mit seinem Frost, mit Schnee und Eis soll er für unsere Herrscherin einen Zauberpalast bauen, wie er nicht einmal in der Phantasie der Märchenerzähler vorkommt!“ Zugleich entwarf er einen Plan, welchen er der Kaiserin vorlegte. Sie klatschte in die Hände vor Entzücken, zweifelte aber ebenso wie die meisten Mitglieder des Hofes, daß er in Ausführung gebracht werden könne. Alexis Danielowitsch Latitschschew brauchte nur Geld, viel Geld, und das wurde ihm nach seinem Gutdünken zur Verfügung gestellt. Vergessen mit einem Schläge war der mißliche Friede, den man mit der Pforte geschlossen. Das Volk hatte Arbeit gefunden, die Gesellschaft Zerstreuung. Man war in der jungen Zarenstadt so gut aufgelegt, als hätten die Feldherren eine Provinz erobert oder die Diplomaten einen Erfolg davongetragen, welches einem solchen Siege gleichkam.

Das neue Bauwerk sollte auf der eisüberbrückten Newa errichtet werden. Die Stelle wurden ausgesucht und die Arbeiter begannen ihr Werk. Das reinste und durchsichtigste Eis der Newa wurde zu den Quadern ausgewählt, große Blöcke herausgeschnitten, nach Richtschnur und Winkelmaß behauen und ebenso sorgfältig wie

kunstvoll ornamentiert. Als die Mauern jedoch einige Fuß hoch angeführt waren, begann die Eisdecke bedenklich zu krachen, der Flusgott weigerte sich, das ungeheure Gewicht des Eispalastes auf seinem Rücken zu tragen. Man begann darum die Arbeit von neuem, indem ein Platz gewählt wurde, welcher nicht solchen Widerständen ausgesetzt war. Wie von Zauberkraft aus dem Boden gestampft wuchs die merkwürdige Schöpfung von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Die einzelnen Quadern verband man dadurch, daß sie mit Wasser begossen wurden. Da dies sofort gefror, bildete es einen Mörtel, wie er bindender kaum gewünscht werden konnte. Fertiggestellt erschien das Werk wie eine einzige kompakte Masse, welche gewissermaßen aus Eis gegossen war. Der Palast war eine Art von Klein-Trianon. Ohne gerade kolossal zu sein, bildete er gleichwohl ein Werk von überraschender Pracht und Großartigkeit. Die immerhin fünfzig Fuß lange Front, schlicht, aber vornehm im Styl, war durch Pilaster in sieben Felder getheilt. In demselben befanden sich große Fenster, deren Rahmen grün angestrichen waren, um ihnen das Aussehen des gleichfarbigen Marmors zu verleihen. Die Absicht wurde vollkommen erreicht; das poröse Eis nahm die Farbe so prächtig in sich auf, als wären die Quadern aus einer betreffenden Masse geschnitten worden. Die Fenster Scheiben selbst bestanden aus dünnen, geglätteten Eisplatten, die so durchsichtig waren wie Glas. In der Mitte hatte man das Thor angebracht, von einem römischen Bogen überspannt und mit reicher Architektur geschmückt. Auf hohen Piedestalen standen zu beiden Seiten desselben Statuen aus Eis. Das Dach fiel schräg ab und eingeschnittene Linien markierten die Zügel. Man wollte eben getreulich die Wirklichkeit nachahmen — ein Streben, in welchem man so weit ging, daß man sogar die Rauchfänge, natürlich wie alles an diesem merkwürdigen Gebäude aus glühendem Eiskristall, nicht vergaß.

Noch künstlicher beinahe als dieser Palast selbst erschienen die Einzelheiten, welche zu seiner Ausschmückung dienten. An ihn schloß sich zuvörderst ein Garten, von Drangenbäumen bestanden, welche beinahe das Gemäuer überragten. Zackige Blätter, schlank Aeste, auf denen sich Vögel schaukelten, starrten in die Winterluft; Blüten und Früchte, nachbarlich nebeneinander, wie sie der ewig heitere Himmel der Riviera zettelt, gesellten sich dazu. Kanonen aus Eiskristall, drei Dreipfünder und zwei achtzigpfündige Eismörser, schmückten nach dem Geschmack jener Zeit die Front, vor ihnen erhoben sich auf geschmackvollen Piedestalen zwei häßliche Delphine und, weiter vorwärts gehoben, zwei mächtige Eispyramiden, welche sogar über die Rauchfänge des Palastes hinausragten. Vielleicht das schwierigste Werk war ein Elefant in Lebensgröße, auf dessen Rücken ein Mann in persischer Tracht saß. Wenigstens wurde diese Schöpfung von der Bevölkerung der Newastadt nach den Berichten jener Zeit am

meisten angestaunt. Als die Kaiserin, feierlich von ihrem Hofstaate begleitet, anlangte, um den Palast zu beschauen, wurde sie von den Kanonen und Wärfen mit krachenden Schüssen bewillkommenet. Zugleich blies der Elefant einen Wasserstrahl unter dem Jauchzen der Bevölkerung in die Luft. Noch erstaunter war die Herrscherin, als sie den Palast selbst betrat. In dem Gesellschaftssaal erregte ein Tisch ihr Entzücken, der, anscheinend aus dem kostbarsten Marmor Italiens, eine Stuhluhr trug, welche unter einer Eisglocke stand. Hindurch schimmerte das Räderwerk, wie es auf das zierlichste aus Eis geschnitten und geschnitten war. Statuetten standen in Nischen, von geheimnißvollem Lämmerlicht umflossen; Sessel und Sophas, Nippes und Stageren fehlten nicht. Im Kamin, dessen Fassung mit dem kostbarsten Marmor Carraras wetteiferte, lagen Holzschette, welche nur angezündet zu werden brauchten; Ampeln, aus denen Eislumen herniederrankten, schaukelten sich zwischen den schweren Gobelins, mit denen die Fenster verhängt waren. Eine ganze Industrie, deren Material die kristallene Decke der Newa gewesen, fand sich vor — eine Industrie, bei welcher Kunst und Handwerk, strengster Stil und üppigste Phantasie zusammengewirkt hatten, um diese Schöpfung aus „Tausend und eine Nacht“ in ein wirkliches Dasein zu rufen.

An diesem Tage gab es in St. Petersburg, und vielleicht auf der Welt keinen glücklicheren Menschen als Alexis Danielowitsch. Die Gunst seiner Herrscherin, der Beifall der Bevölkerung war ihm sicher. Die zeitgenössischen Berichte erzählen denn auch von den Hulbigungen, welche dem findigen Höfling gezollt wurden, wobei man, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eingestehen muß, daß er dieselben voll und gerecht verdient hat. Der Eispalast konnte in seiner Gesamtheit wie in den Einzelheiten für ein Wunderwerk der Architektur gelten. Wenn er sich schon am Tage, wo die Winter Sonne ihre kalten, schneidigen Wellen darauf warf, köstlich ausnahm, so war der Anblick, welchen er am Abend gewährte, beinahe noch feenhafter. Zumal in das matte, zauberhafte Licht des Mondes gehüllt, wirkte es wie ein Gebilde märchenhafter Schilberung. Wie aus Milliarden von Perlen zusammengefügt, nahm es sich aus; Eisen mochten drin wohnen und einen jener lieblichen Reigen aufführen, von denen uns die Dichter zu erzählen wissen. Dann zitterte ein neuer Schneefall durch die kalte, ruhige Winteratmosphäre, und die zarten, weichen Flocken verließen jeder Linie und jedem Ornamente, jedem Blatt eine reinere und weißere Farbe, als diejenige des Materials war, aus welchem die Gesamtschöpfung bestand. Diese Wirkung wurde noch erhöht, wenn der Palast gar erleuchtet war. Dann wurden die sämtlichen Fenster mit farbigen Transparenten illuminiert; Kerzen, welche in Eislanabeln brannten, fanden ihren Reflex in den kristallglatten Flächen der Zimmerwände. Von den Gipfeln der Pyramiden flammten mächtige Feuer, und

der Elefant spie einen schier unerschöpflichen Strahl brennenden Naphtas. Veinahe den ganzen Winter hindurch, von Beginn des Januar bis zu demjenigen des April, hielt sich dieses Gewunder an den Ufern der Nema. Der strenge Winter gerade dieses Jahres schien eigens geschickt zu sein, um dasselbe möglichst lange Zeit bestehen zu lassen. Erst die Frühlingssonne konnte ihm etwas anhaben; unter ihren Strahlen schmolz der Palast schließlich von Stunde zu Stunde merklicher zusammen, um dann tropfenweise in den Strom zurückzukehren, welchem er entnommen gewesen.

Seit dieser Zeit hat die Eisarchitektur wiederholt manchen nennenswerten Erfolg, manchen rühmlichen Triumph davongetragen. Allerdings können wir in Mitteleuropa nicht daran denken, uns an diesem Wettstreit, welcher uns ohnehin mehr bizarr als nützlich erscheint, zu beteiligen. Das immerhin milde Klima der gemäßigten Zone schützt uns vor einer Spielerei; wir überlassen sie als Ausküßel müßiger Stunden großen und kleinen Kindern. Dafür hat sich im Norden Amerikas mit seiner strengen, intensiven Kälte diese Architektur bis zu einem gewissen Grade staunenswerther Vollkommenheit fortentwickelt. Die Freude am Seltamen, Außergewöhnlichen trug neben den günstigen Bedingungen, welche die Witterung gewährt, nicht wenig dazu bei. Zumal Montreal in Kanada ist als Mittelpunkt dieser Eisarchitektur anzuschauen. Man kann sich schon seit einer Reihe von Jahren keinen Karneval daselbst denken, ohne daß ein Eispalast auf dem Fesplatz dieser Stadt errichtet wurde. Das Material bietet der St. Lorenzstrom, die mächtige Wasserader, welche dieser englischen Kolonie im Norden Amerikas Wohlstand und Verkehr zuträgt. Bei der Freude am Sport, welche Engländern und Amerikanern überhaupt eigen, nimmt diese Eisarchitektur an Seltamkeit der Form und Verallgemeinerung des Materials von Jahr zu Jahr einen immer größeren Aufschwung, ohne daß darum jedoch jenes merkwürdige Original, von welchem eben berichtet worden, der Eispalast an der Nema, bisher wieder erreicht worden wäre.

## Wie pflege ich mein Kind in den ersten Lebenswochen?

Von Dr. med. Follmann.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man die wesentlichsten Entwicklungsstadien des wachsenden Körpers vergleichend betrachtet, so bietet keines auch nur annähernd eine solche Mannigfaltigkeit und Intensität der Entwicklungsgänge dar, wie das Säuglingsalter. Mit einem Schlage wird das neugeborene Kind gänzlich veränderten Lebensbedingungen gegenübergestellt, eine ganze Reihe von Organen wird mit dem ersten Athemzug zu ihrer eigentlichen Lebensfähigkeit geweckt und fast unter unseren Augen sehen wir immerfort neue

Bewegungen, Kräfte und Leistungen entstehen und sich in raschem Wettlauf fortentwickeln. Von dem Zustand äußerster Hilflosigkeit nach der Geburt, bis zu dem Zeitpunkt, wo das Kind vermöge der Fähigkeit zu laufen, zu sprechen, sich über seine Umgebung zu orientieren, eine gewisse physische Selbstständigkeit erworben hat, spannt sich der winzige Zeitraum von wenigen Jahren, der aber relativ eine weit größere Fülle von organischen Veränderungen und Entwicklungsfortschritten in sich birgt, als die gesammte übrige Lebenszeit; denn in dieser vollzieht sich nur eine allmähliche Entfaltung und Vervollkommnung der in jener kurzen Zeitspanne ins Leben getretenen körperlichen und seelischen Funktionen.

Es kann andererseits nicht Wunder nehmen, daß in dieser Periode intensiver und umfassender Entwicklung, wo jede zum Leben notwendige Organthätigkeit erit ausgetübt und ausgebildet werden muß, gegenüber den Einflüssen der Außenwelt ein Zustand äußerster Empfindlichkeit besteht; jede Schädlichkeit bringt hier eine viel stärkere und vor allem nachhaltigere Wirkung hervor, als beim vollkommen entwickelten Körper des Kindes und vollends des Erwachsenen. So einfach die Lebensbedingungen des Säuglings auch sind, so monoton infolgedessen seine Abwartung und Pflege erscheint, ebenso bitter rächt sich jeder kleinste Verstoß oder Mangel in derselben. Man braucht nur einen Blick auf die Statistik zu werfen, um zu erkennen, welche grausige Ernte der Tod gerade unter den Säuglingen feiert. In Bayern z. B. wo die Kindersterblichkeit besonders hoch ist, kommen auf 100 Töbte etwa 30-40 Kinder unter einem Jahr. Daß aber diese erschreckende Sterblichkeitsziffer nicht eine Naturnothwendigkeit ist, und wie sehr sie durch sorgfältige, vernünftige Pflege herabgesetzt werden kann, das ergiebt sich, wenn man die sozialen und Ernährungs-Verhältnisse mit in Rechnung zieht. Von den Säuglingen des Arbeiterstandes sterben mehr als dreimal so viel als bei den höheren Ständen, und noch viel greller wird der Abstand zwischen Kindern die in Familien aufwachsen und solchen, die in Findel- oder Krippenanstalten bei „Zieh-ellern“ oder Pflegerinnen (oft als Engelmacherinnen klassifiziert) die sorgende Hand der Mutter entbehren. Eine ganz besonders bedeutsame Rolle aber spielt, wie bekannt, die Ernährungsart der Säuglinge; sie ist geradezu ausschlaggebend für Gesundheit und Gedeihen der Kleinen, da weitaus die meisten Erkrankungen in der ersten Lebenszeit unmittelbar oder mittelbar von ihr abhängig sind, sei es nun, daß durch die Einführung schädlicher oder unzureichender Nahrung, Krankheiten direkt hervorgerufen werden, oder daß der Körper durch eine im ganzen unzureichende Ernährung einer zunehmenden Entkräftung, rasch fort schreitendem Siechtum verfällt. — Den Angelpunkt der ganzen Frage bildet der Gegensatz zwischen künstlicher Ernährung und der naturgemäßen durch die Mutterbrust. Die natürliche Nahrung des Säuglings, die Muttermilch, ist in jeder Hin-

sicht als die vollkommenste, als geradezu ideal zu bezeichnen; nicht nur, daß sie, wie die Milch überhaupt, alle zum Aufbau des kindlichen Organismus erforderlichen Nährstoffe in ausreißendstem Maße enthält, sie enthält dieselben auch in der weitaus glücklichsten, für die Verdauungskraft des Säuglings geeignetsten Mischung. Darin ist sie ceteris paribus auch der besten Vollmilch überlegen und seit langer Zeit versucht sich der Scharf sinn der Gelehrten in der Aufgabe, die thierische Milch durch geeignete Beimengungen oder Verdünnung gleich bekömmlich und verdaulich zu machen. Die Industrie hält gleichen Schritt mit jenen theoretischen Arbeiten, und heute schon ist die Zahl der künstlichen Nährmittel Legion, ohne daß dieses Kapitel der Erfindungen als abgeschlossen zu betrachten wäre; das Hauptaugenmerk derselben ist darauf gerichtet, diejenigen Gefahren zu beseitigen, welche dem Säugling durch eine mangelhafte Beschaffenheit und Reinlichkeit der Thiermilch erwachsen. Letztere ist ja bekanntlich, selbst bei demselben Thiere, nicht absolut gleichwertig sie wechselt in ihrer Güte je nach Fütterung und Arbeitsleistung. Molkerereien, die lediglich der Kinderernährung dienen, dann aber auch eine zuverlässig gute und gleichmäßige Milch liefern, sind vorläufig nur vereinzelt Vorkünge der Großstädte. Wie wichtig aber ein befriedigender Ersatz für die Muttermilch ist, ergiebt sich aus einem Vergleich der Lebensaussichten bei Brustkindern und künstlich genährten, sogenannten Pappelnkindern: bei letzteren ist die Sterblichkeit eine 6-10fach höhere und erreicht unter besonders ungünstigen Verhältnissen z. B. in den Sommermonaten in Großstädten geradezu erschreckende Zahlen. Es kommt hier nämlich ein weiteres, bedeutsames Moment besonders zur Geltung, das die Schwierigkeit und Gefahr der künstlichen Ernährung erhöht. Während nämlich die Muttermilch unmittelbar aus der Brust in die Verdauungswege des Kindes gelangt, findet bei den künstlichen Nährmitteln eine längere oder kürzere Berührung mit der Luft statt, wodurch unausweichlich Zerfallskeime in jene hineingerathen. Daß die damit behafteten Nährstoffe für das Kind die größten Gefahren bedingen, liegt auf der Hand; die mit Recht so gefürchtete Folgekrankheit ist der Brechdurchfall der Kinder, welcher in der sogenannten Sommerdiarrhöe seine unheilvollste Gestalt erreicht; in den Sommermonaten, wo die Gärungs- und Zerfallsvorgänge leichter und intensiver vor sich gehen, schwillt die Sterblichkeit an jener Krankheit fast auf das 20fache an gegenüber der kalten Jahreszeit.

Es wäre schlimm, wenn die Wissenschaft nicht Mittel und Wege gefunden hätte, diesen Gefahren zu begegnen, aber wiederum ruht der Schwerpunkt aller Vorbeugung in der Gewissenhaftigkeit und subtilsten Sorgfalt des Pflegepersonals. Das erste und wichtigste Prinzip in der Säuglingspflege, die Reinlichkeit, feiert hier ihre schönsten Triumpfe. Reinheit der Nahrungsmittel im wissenschaftlichen Sinn läßt sich nur durch gründliches Ab-

Lochen derselben erreichen; ebenso wichtig ist aber die Verhütung einer nachträglichen Verunreinigung, sei es durch die Luft oder das Trinkgefäß, das Saughütchen u. s. f. Ich kann nicht näher auf alle die sinnreichen Apparate und entsprechenden Vorrichtungen im einzelnen eingehen; nur das möchte ich aufs eindringlichste hervorheben: es giebt kein alleinseligmachendes Kindermehl oder Milchpräparat, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß manchen Kindern das eine derselben auffallenden Nutzen bringt, wo die anderen im Stich ließen. Das wichtigste und allen Gemeinsame bleibt die Reinlichkeit in der Verabfolgung. Wie sehr dies praktisch durch den Gegensatz zwischen Kindern armer, Kinder reicher und wohlstiuierter Familien hervortritt, bei wclch letzteren alle subtilen Vorschriften eher durchführbar sind, habe ich bereits früher hervorgehoben.

Ob ein Kind nun auch wirklich ge-  
beht, also normal sich entwickelt oder nicht,  
darüber belehrt auch den Unkundigen der  
bloße Augenschein. Bei gesunden Säug-  
lingen gewinnen die Körperformen bald  
eine gewisse Rundung und Fülle, es ent-  
wickelt sich ein verhältnißmäßig reichliches  
Fettpolster, das die bei schlecht genährten  
Kindern so häßlich erscheinenden Runzeln,  
Falten und Furchen der Haut, sowie ein  
entstellendes Hervortreten der Knochen nicht  
aufkommen läßt. Es giebt aber auch spe-  
ziellere Anhaltspunkte in der Entwicklungs-  
lehre des Säuglings, nachdem sich jene  
Frage beurtheilen läßt. Betrachten wir  
beispielsweise das normale Wachsthum in  
der ersten Lebenszeit. Dasselbe ist nicht,  
wie man erwarten sollte, von Anfang an  
ein aufsteigendes; in den ersten drei bis  
vier Tagen verliert das Neugeborene etwa  
150 Gramm an Körpergewicht und er-  
reicht gewöhnlich erst am achten oder  
neunten Tage sein Anfangsgewicht wieder.  
Von da ab findet eine verhältnißmäßig  
rapide Zunahme statt, sodaß ein gesunder  
Säugling am Ende des vierten Monats  
etwa das doppelte, am Ende des ersten  
Lebensjahres das dreifache seines ursprüng-  
lichen Gewichtes zu erreichen pflegt; dabei  
zeigt sich aber von Anfang an, daß je  
älter das Kind wird, um so mehr sich der  
Grad, die Schnelligkeit des Wachsthums  
verringert; durch die sich immer steigende  
Organthätigkeit wird eben eine immer  
größere Menge Nährstoffe verbraucht.  
Dieser Verbrauch ist im Anfang sehr  
gering, entsprechend der Schwäche der

Lebensfunktionen. Die Körperbewegungen  
s. B. sind anfangs minimal. Damit  
hängt die Empfindlichkeit des Säuglings  
gegen Abkühlung zusammen, da nämlich  
der dadurch erzeugte Wärmeverlust nicht  
so prompt durch Verbrennungsvorgänge in  
den Muskeln wieder ersetzt wird.  
(Schluß folgt.)

**Gemeinnütziges.**

Gegen Appetitlosigkeit. 35 Gramm  
Fiebereinde werden in 1 Liter Wasser gelocht,  
bis es nur mehr 1/2 Liter mißt. Von der ab-  
geseihten Flüssigkeit trinkt man 20 Minuten vor  
jeder Mahlzeit (Mittags und Abends) ein kleines  
Gläschen.

Durchsickern des Petroleums bei  
Lampen verhindert man, indem man die Hohl-  
ung, in welche das Bassin gesetzt wird, mit  
Löschpapier auslegt, das nach Bedarf erneuert  
wird. An Hängelampen hänge man an die  
tropfende Stelle ein Bällchen von Seidenpapier.  
Theerflecken entfernt man am unschäd-  
lichsten aus jedem Stoffe und jeder Farbe durch  
Einreiben mit rohem Eigelb, wodurch sich der  
Theer löst. Man spült dann mit reichlichem  
nicht zu warmem Wasser nach.

Mäncerpapier. Man nimmt 1 Stück  
Löschpapier und taucht es in eine Alaunlösung,  
wozu man 30 Gramm Alaun und 1 Liter  
Wasser nimmt. Nachdem das Löschpapier ge-  
nügend geweicht ist, trocknet man es wieder und  
streicht dann auf die eine Seite desselben eine  
Mischung aus gleichen Theilen Benzoezumiit,  
Weihrauch und peruvianischen Balsam. Um  
das Gummi aufzutreiben, muß man es in  
einem irdenen Gefäß schmelzen, dann dünn über  
das Papier ausgießen und endlich die Ober-  
fläche mit einem heißen Spatel ebnen. Will  
man mit diesem Papier nun räuchern, so hält  
man Schnitte von diesem Papier über eine  
Kerze oder Lampe, so daß der Wohlgeruch sich  
verbreitet, ohne daß das Papier ins Brennen  
kommt.

Gegen Diphtherie. Honig ein gutes  
Vorbeugungsmittel, weil bei häufigem Genuß  
desselben die darin enthaltene Ameisensäure die  
Diphtheriepilze nicht aufkommen läßt. Man  
lasse daher die Kinder häufig, möglichst täglich  
Honig essen. Derselbe ist außerdem sehr nahr-  
haft, da er direkt ins Blut übergeht.

**Humoristisches.**

Geschichte Antwort. Herr (zum Diener):  
"Jetzt weiß ich wirklich nicht, bin ich verrückt,  
oder Du?" — Diener: "Von Euer Gnaden  
wage ich es gar nicht voranzusetzen, daß Sie  
sich einen verrückten Diener haben sollten."

Von seinem Standpunkt. Professor  
(am Stammtisch): "... und ohne Kohlen-  
säure, meine Herren, können wir einfach nicht  
existieren!" — Leutnant: "Natürlich, ohne Eeß  
Dasein, undenkbar!"

Eines nach dem Andern. Doktor: "Mein  
Fräulein, Sie werden sich doch ohne Zweifel

für die brennende Angelegenheit Ihres Ge-  
schlechts — für die Frauenfrage interessieren?"  
— Junge Dame: "Verzeihen Sie, Herr Professor,  
aber für den Augenblick beschäftigt mich noch  
die Männerfrage!"

Aus dem juristischen Examen. Pro-  
fessor: "Wenn der Prinzipal einer Verkäuferin  
einen Wollen Waare zum selbstständigen Ver-  
kaufe überläßt, in welchem Verhältnisse steht  
diese dann zum Prinzipal?" — Kandidat: "In  
einem sehr intimen."

Konkurrenz. Bankier (zum Kassirer): "Na,  
waren Sie beim Doktor, was sagte er?" —  
Kassirer: "Er hat mir starke Bewegung ver-  
ordnet." — Bankier (erschrockt): "Gott, bewegen  
Sie sich nur nicht zu weit!"

Ein Schwerenöthiger. Leutnant: Sagen  
Sie mir, was thaten Sie denn diesen Sommer  
hindurch?" — Jährlich: "Alpen jenseits!  
Landschaften belebt!"

Gegenseitig. Dienstmädchen: "Herr Schulze  
läßt sich bestens empfehlen und bittet, Sie  
möchten doch Ihren Hund todtschießen, er kann  
infolge des Gebells keine Nacht schlafen." —  
Herr: "Grüßen Sie Herrn Schulze wieder und  
sagen Sie ihm freundlichst, er möchte doch seine  
Tochter vergiften oder ihr Klavier verbrennen!"

Antwort in der Geographie. Lehrer:  
"Wenn ein junger Deutscher über den Rhein  
geht, was thut er da?" Schüler: "Er bellt!"  
— Lehrer: "Was, er bellt? Wer sagt dies?"  
— Schüler: "Ein altes Lied, da heißt es:  
Fröhlich und wohlgenüth wandert das junge  
Blut über den Rhein und Belt."

Dann schadet's nicht. Schneider: "Ach,  
Herr Studiosus, bezahlen Sie doch endlich meine  
Rechnung — näher können Sie mich auch die  
Treppe runterweisen!"  
Feines Urtheil. A.: "Was ist denn eine  
kaufmännische Liquidation?" — B.: "Liquidation,  
hm, das ist eine Einrichtung, wo es oft drei  
bis vier Jahre dauert, bis die Aktionäre endlich  
nichts bekommen!"

**Der Abendstern.**

Ein Stern taucht auf am Himmelszelt,  
Es ist der Abendstern der Welt.  
Er taucht zuerst alltäglich vor  
Und dann das ganze Sternenchor.  
Er schaut so treu so lieblich drein,  
Woh Klarheit leucht sein ganzes sein.  
Er spricht zu Allen nah und fern:  
Verlaß die Welt doch nie den Herrn!

**Räthsel.**

Mein Wort verbreitet Helle,  
Wenn es entzündet ist;  
Sichst Du den Kopf an's Ende,  
So macht es doch noch Licht.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

"Urania — Januar."

**Für Rettung von Trunksucht!**

versend. Anweisung nach 18-jähri-  
ger approbierter Methode zur  
sofortigen radikalen Beseitigung,  
mit, auch ohne Vorwissen, zu voll-  
ziehen, keine Verunstaltung,  
unter Garantie. Briefen sind  
50 Pfg. in Briefmarken beizufügen.  
Man adressire: „Privat-Anstalt  
Villa Christina bei Säckingen,  
Baden.“

**Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar**

Organ für Geflügel, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht.  
Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentbehrlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter.  
Inferate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Anst. 8000 Gr.) Erfolg sicher.  
Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

C. Kausch • Tuchversand • Ottweiler 69 (Trier) • gegr. 1858  
empfiehlt zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Buckin,  
Kammgarn, Cheviot, Anzug, Paletots, Loden-, Jagdstoffe u.  
Musterauswahl (über 500 Proben) und Aufträge über 20 M. port frei.

**Georg Schuster,**

Markneukirchen i. S.  
Musikinstrumenten-,  
Saiten-Manufactur  
und Versand.  
Illustr. Preislisten um-  
sonst und portofrei.

**PATENTE**

schnell und sorgfältig durch  
**RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur**  
in GÖRLITZ.